

Beiträge

zur

Belehrung und Unterhaltung.

19tes Stück, den 7. März 1808.

Die Staatsverfassung der Honigbienen.

(Fortsetzung.)

Die Befruchtung der Mutterbiene geschieht nach der Meinung dieser Naturforscher von den Drohnen. Diese Drohnen sind kleiner als die Königin, aber um ein Drittheil dicker und länger als die Arbeitsbienen; eine von ihnen wiegt so viel als zwei von jenen; sie haben einen größern und rundern Kopf und sind haariger als die Arbeitsbienen; sie sind ohne Stachel und Schaufeln; ihre Kinnbacken nicht so hervorstechend; ihr Rüssel ist kürzer und feiner, ihre Augen aber sind größer und dicker. Swammerdam, in seiner Naturbibel, glaubt von ihnen, daß sie durch ihre Ausdünstung die Eier der Königin befruchten müßten. Andre wollen durch Zergliederung derselben erwiesen haben, daß sie die einzigen Männlein des Stocks sind, welche die Mutterbiene befruchteten. Herr von Reaumur, Herr von Lütichau in Potschappel, und der jüngst verstorbene Commissionsrath Niem, wollen sogar die Begattung der Drohnen mit der Königin, sowohl inner- als außerhalb des Stockes, ge-

sehn haben. Die Mutterbiene nämlich bestige die Drohnen, deren männliches Glied aus ihren Hintern, gekrümmt wie ein Bogen, aufwärts herausspringe, wodurch eine verkehrte Mischung erfolge. Herr von Lütichau hat ein solches sich begattendes Paar mit einer Nadel angespießt und aufbewahrt. Die Dohne soll dabei allemal ihr Leben verlieren, weil der gekrümmte Bogen von ihr nicht mehr zurückgezogen werden könnte, und weil die Königin nicht eher von einem solchen Männchen ablasse, bis es todt unter ihr liegen bleibt. Diese Drohnen sind vermöge ihrer Natur friedfertig und fast unempfindlich, so daß sie von der Königin zur Begattung gereizt werden müssen. Sie fliegen zwar auch aus, aber nur in der besten und wärmsten Tageszeit und etwa eine Stunde weit. Sie sollen mit ihren dünnen und kurzen Rüsseln zwar etwas Honig, aber wenig und langsam, aus einigen Blumen zu ihrer Erquickung saugen, aber weder Honig noch Wachstoff eintragen; sie müßten sich, vermuthlich daß die Saamenfeuchtigkeit desto besser abgeschieden und flüssiger und kräftiger erhalten werde, sehr warm halten, deswegen trafe man sie immer am wärmsten Orte im

Ⓕ

Neste, wo auch die Königin ist, an, und sie wären ihr dadurch zur Begattung nahe, vermehrten die Wärme des Stocks und beförderten damit auch zugleich das Ausbrüten der Bienen, warteten und fütterten auch wohl die junge Brut, weswegen sie auch Brutbienen hießen. Sie selbst würden von den Arbeitsbienen mit großer Sorgfalt erzogen, genähret und geduldig ertragen, vom Anfange des Mai's bis zu Ende des Julius. Ist aber dann mit der Tracht die Brutzeit hin, so sind ihre Dienste nicht mehr nöthig, und sie sterben von selbst oder werden von den Arbeitsbienen erdroffelt.

Wir gehen nun zu den Vorstellungen über, welche die neuern Naturforscher uns von den Arbeitsbienen gegeben haben. Diese Arbeitsbienen sollen geschlechtlos seyn; der einzige Engländer D. Warden, in seiner Monarchie der Bienen, nennt sie Amazonen und Damen, aber nicht wegen eines weiblichen Organism, sondern weil sie die Nachkommenschaft, wie Mütter, eifrig pflegten und nährten. Diese Art von Bienen macht bei weitem den größten Theil eines Stockes aus; ihre Anzahl geht bis auf 20 und mehrere Tausende. Sie sind in beständiger Beschäftigung in und außer ihrer Wohnung, indem sie Honig- und Wachstoff und Rütt (propolis) von den Gewächsen eintragen, ihre regelmäßigen Zellen bauen und für alle Bedürfnisse mit unermüdetem Fleiße sorgen. Um sie genauer kennen zu lernen, müssen wir die 3 Hauptabtheilungen ihres Körpers, Kopf Brust und Bauch, in Betrachtung ziehen.

Ihr Kopf bildet eine Art von stumpfem Dreieck, an dem vorne 2 Kinnbacken oder Zangen, eine Zunge mit ihrem Munde und

Rüssel, Augen und 2 Fühlhörner angetroffen werden. Die 2 Kinnbacken sind in dem untern Theile des Kopfes befindlich, öffnen sich von der Rechten zur Linken, und dienen ihnen anstatt der Hände. Der Mund und die Zunge sind da, wo der Rüssel seinen Anfang nimmt, über den Kinnbacken. Der Rüssel steckt in einer Scheide, sieht wie eine Lanze und kastaniensfarbig aus; diesen Rüssel strecken sie heraus, wenn sie Honigsaft sammeln, und schicken ihn damit auf die Zunge, und von da in den ersten oder Honigmagen. Ihre Augen sind von zweierlei Art, nämlich 2 große an den beiden Seiten des Kopfes, und 3 kleine oben über den Fühlern, die wie ein Dreieck geordnet sind. Die Fühler sitzen auf dem Kopfe haben 2 Gelenke und sind dadurch beweglich.

Das Bruststück dieser Arbeitsbienen ist cylindrisch und hat 4 Flügel. Unter den Flügeln findet sich auf jeder Seite eine doppelte Oeffnung, oder Lungen, wodurch sie Athem holen und ihr Gesumme machen. An diesem Bruststücke unten befinden sich 6 Beine, 3 an jeder Seite; jedes Bein ist am Ende mit 2 großen und 2 kleinen Klauen versehen, zwischen welchen sich ein weißer fleischiger Theil, der Ballen, befindet. Jedes Bein besteht aus mehreren Stücken; das andere und dritte Paar der Beine hat Bürsten, womit sie, wie wir hernach hören werden, den Blumenstaub von ihrem Körper abbürsten; von den hintersten Beinen hat jedes eine Schaufel oder Mulde, die gekerbt, dreieckig, glänzend glatt, an den Rändern aber mit Haaren eingefast ist, und worin sie ihre sogenannten Höschchen haben.

Der Bauch dieser Bienen enthält ihren

Honigmagen, Wachsmagen, Eingeweide, Giftblase und den Stachel. Außerlich ist ihr Bauch mit 6 Ringen bedeckt, welche sie verlängern, verkürzen und über einander herlegen können. Der Honigmagen hängt zu oberst, der Wachsmagen drunter. Der Stachel ist am hintersten Theile des Körpers im Stande der Ruhe verborgen; drückt man aber diesen Theil des Körpers, so erscheint er in Begleitung zweier weißen Körperchen, welche zusammen eine Art von Scheide formiren, darin er wie in einem Futterale steckt. Dieser Stachel hat auf jeder Seite 10 Widerhaken, oft auch auf der einen Seite noch einige mehr, und ist hohl; durch seine Höhlung dringt ein subtiler Gift aus der Giftblase in die Wunde, die er gemacht hat; er bleibt seiner Widerhaken wegen in der Wunde stecken, sondert sich von dem Leibe der Biene ab, zerreißt dabei die Giftblase, ein Theil der Eingeweide wird verlegt, und die Biene, die gestochen hat, muß dann sterben.

Die Säfte, welche die Bienen aus den Blumen und von den Blättern holen, sind noch nicht wahres Honig, sondern sie müssen erst in ihrem Honigmagen dazu gemacht werden, durch Gährung, oder Vermischung gewisser Säfte, oder durch beides zugleich. Ist er dort gekocht, so geben ihn die Bienen durch das Maul von sich und bringen ihn in ihre Vorrathskammern. Was nicht zu Honig taugt, geht in den drunter liegenden Wachsmagen, welcher länglich, wie eine Tonne, mit schartigen Bändern umgeben und durch die daran hängenden Gedärme eingeschnürt ist.

Mit den vorhin erwähnten Fußbürsten kehren sie sich den Blumenstaub, womit sie

oft über und über bedeckt sind, in der Blume oder im Nachhausefliegen ab, sammeln ihn, bringen ihn von den vordern Beinen auf die mittleren, und von diesen in die vorhin erwähnten Schaufeln oder Mulden der Hinterbeine, und so oft sie etwas dahin bringen, peitschen sie es mit den Bürsten der andern Füße drei- bis viermal an; ein hinterster Fuß übergibt es auch an den andern unter dem Bauche hinüber, wodurch nun die auch schon erwähnten Höschchen, in der Größe der Pfefferkörner, entstehen, und bald weiß, bald gelb, bald roth aussehen, je nachdem der Blumenstaub gefärbt war, den sie sammelten. Der größte Theil dieses Blumenstaubes dient ihnen zur Nahrung und zum Wachs. In dem ersten Magen vermischt er sich mit dem Honige, und geht von da in den Wachsmagen und in die Eingeweide, wo die Scheidung zur Nahrung, zum Wachs und zum Auswurfe vor sich geht. Das Wachs muß durch die 6 Ringe des Hinterleibes in der Gestalt von feinen Blättchen heraustreten. Die Bienen wissen diese Blättchen mit ihren Füßen unglaublich geschwind herauszuziehen und ihre Zellen daraus zu bauen. Maraldi, der seine Beobachtungen mittelst eines gläsernen Stockes machte, wollte zwar gesehen haben, daß sie das Wachs durch Eructation von sich gäben, und selbst Reaumur glaubte es auf seine Versicherung, und ließ die Sache ununtersucht. Andre sagten, die Bienen bliesen es von sich, und der Ritter Dobb's in England wollte die Welt sogar bereden, daß sie es durch den Hintern von sich gäben. Die Entdeckung der eigentlichen Art, wie die Bienen das Wachs von sich geben, war

einem Deutschen, vor ungefähr 60 Jahren, nämlich dem Herrn Hornbassel, Pfarrern zu Dörvern, in der Grafschaft Hoya, und nachherigen Prediger zu Hamburg, vorbehalten. Er wurde zur besten Jahreszeit dann und wann weiße Blättchen unter den Ringen des Bienenleibes gewahr, forschte weiter nach und fand nach genauen Untersuchungen, daß die Bienen diese Blättchen aus ihrem Leibe auf diesem Wege abschieden, wenn sie es nöthig hätten.

Diese Arbeitsbienen sammeln endlich auch Rütt, Borswachs, propolis, welches von dem Wachs wesentlich unterschieden ist, und auch nicht in den Leib der Biene kommt. Es ist eine zähe, klebrige Materie, die sie mit ihren Beiszangen von den Knospen der Erlen, Pappeln, Birken, Tannen, Fichten, Ahorn- und Eschenbäume abreiben, und an ihre Schaufeln bringen. Diesen Rütt kann sich die Biene nicht selbst abnehmen, sondern die andern Bienen reißen ihr denselben stückweise ab und bringen ihn dahin, wo eine Ritze zu verstreichen, wo etwas zu überziehen, zu verstopfen und zu befestigen ist, damit sie gegen Kälte, Nässe und Feinde desto gesicherter sind. In ihre Zellen sammeln sie davon nichts ein, sondern sie holen ihn erst, wenn sie ihn bedürfen.

Die Sinne der Bienen scheinen alle gut und fein zu seyn. Ihr Gehör ist leise, denn man darf nur sehr gelinde an ihr Behältniß klopfen, so geräth Alles in Alarm; ihr Gesicht scheint ebenfalls sehr gut zu seyn, zumal da sie zweierlei Arten von Augen haben, obgleich einige einen Fehler daran zu bemerken geglaubt haben, weil sie, wenn sie aus dem Stocke kommen, mit den Vorderfüßen

ihre Augen reinigen, ehe sie fliegen. Ihr Geruch spürt den Honig überall aus; ihr Geschmack ist fein, und ihr Gefühl nicht weniger.

Nun bleibt uns noch übrig zu zeigen, was die neuesten Bienenbeobachter für Entdeckungen bei den Bienen gemacht, und was auch durch sie noch nicht aufs Reine gebracht ist, und was zu neuen Beobachtungen auffodert.

(Die Fortsetzung nächstens.)

M a r s e i l l e.

(Nach Millin.)

Von Aix aus geht man über Alberta's anmuthiges Landgut, über le Pin, Septème, (die 7 Hügel) und la Vista nach Marseille. Das ist ein trefflicher, überraschender Anblick, und wenig Orte der Welt verdienen den Namen so, wie diese Vista. Zur Rechten das mittelländische Meer, ein Golf, auf welchem sich tausend Fahrzeuge kreuzen, was des Abends einen wunderherrlichen Anblick gewährt. Dann spielen die Strahlen der untergehenden Sonne leicht und majestätisch auf den Wellen hin, und die See schimmert wie ein Meer von goldnen Funken. Oder wer das Meer noch nie gesehen, und es auf diesen Höhen zuerst begrüßt, den ergreift es mit jenem mächtigen Schauer und dem großen und kühnen, aber auch vernichtenden Gefühle, das die Brust mächtig und heilig bewegt, wenn der Blick sich in der feuchten Wüste verliert. — Vor sich sieht man die Stadt. Sie liegt auf der Arena eines Amphitheatere, von anmuthigen Bergen gebildet. Rings auf diesen Hügeln eine neue Stadt. Gegen fünftausend Bastiden (Lands- und Gartenhäuser) liegen mit ihren Gärten auf und an den Bergen. Die blendende

Weisse, womit sie übertüncht sind, hebt sich herrlich auf dem matten Grün der Oel- u. Mandelbäume, aus deren Laube sie hervorblicken.

In diesen Fastiden bringen die reichsten Kaufleute, wie die kleinsten Krämer, ihren Sonnabend-Abend und den ganzen Sonntag mit ihren Familien hin. Kommt man von der Vista herab, so verengt sich die Aussicht, noch mehr der Weg durch lange Mauern, welche an einer Reihe von Gärten, Feldern und Fastiden hinlaufen.

Durch das Thor von Aix kamen wir in die Stadt, ein feuchtes Thor, weil es unter einer Wasserleitung weggeht. Hier bot sich ein neuer Anblick dar. Eine breite, gerade Straße zieht sich von diesem Thore bergab und wieder bergauf eine halbe Stunde lang, bis zum Thore von Rom fort, und wird in der Mitte von Bäumen eingefast.

Man beging das Fest des heiligen Ferreol. Wehende Tücher und Flaggen auf den Straßen, ein feierlicher, geschmückter Aufzug von Gärtnern und Fleischern, mit ihren besten Gaben, Figuren des alten und neuen Testaments, heilige Männer und Frauen, Kinder etc., alles gepuht und in provençalischer, südlicher Stimmung, bewegte sich durch die Straßen. Es war ein lauer, duftiger Maitag, und die Sonne ruhte sanft und klar über der Erde. Blumen füllten die Körbe, schmückten die Kleider, bedeckten den Boden, wurden durch die Luft geworfen: ein süßer Wohlgeruch von Rosen, Jasmin, Orangen, Tuberosen, und tausend andern Blumen vermischte sich mit dem Dampfe des Weihrauchs, der vor dem Allerheiligsten aufstieg. So zog sich das Gewinde von Farben, Gestalten und duftenden Blumen bis

ans Gestade des Meeres hinab. Dort ruhten alle Schiffe, Boote und Rähne: die bunten Wimpel und Flaggen rührten sich leise in der Luft, die See war spiegelglatt und still, nichts bewegte sich darauf, als der Sonnenstrahl. Mit entblößtem Haupte begrüßten alle Matrosen das Allerheiligste, und als die Priester am Ufer stehend und segnend ihre Hände zum Höchsten aufhoben, da brüllte der Donner aus tausend ehernen Schlünden über die andächtige Menge und über die stillen Wellen hin weit hinaus in die hohe See.

Wir verließen Marseille bald wieder, und bestiegen ein kleines Boot mit 4 Matrosen. Wir fuhren aus dem Hafen hinaus, zu dessen Linken das Fort von Notre-Dame-de-la-Garde bleibt, von welchem Bachaumont so gut sagt:

Hier lebt und hier regiert sich's leicht,
wo dräuend sich, statt aller Garde,
ein Schweizer mit der Hellebarde
gemahlet an dem Schloßthor zeigt.

Zur Rechten liegt das furchtbare Schloß von If, Festung und Staatsgefängniß. Wir hielten uns immer in der traulichen Nähe der Küste, nicht ohne Besorgniß vor den Engländern, die ihre Schaluppen oft bis ans Ufer kreuzen lassen, wiewohl dieß gehörig mit Kanonen gespickt ist. Nach einer Stunde kamen wir zu Port-miac, einer Bai, die sich bewundernswürdig hinter einer Schutzmauer von Kalkfelsen gebildet hat. Wir ließen Cassis zur Linken, stiegen am folgenden Tage einige Augenblicke in la Ciotat aus, und landeten endlich zu Bandol, wo wir von einer seltenen Equipage, zwei Hengsten, einer Stute und einem Maulesel,

die sich unaufhörlich bissen und schlugen, mühsam weiter gebracht wurden.

Der Weg von Bandol nach Toulon ist abscheulich, besonders bis Olioulles, der alten römischen Heerstraße ungeachtet, auf die man hier und da stößt. Ein unebener, steiniger, dürerer Boden ist mit Puddingsteinen, Quarzen, Kieseln etc. bedeckt, und Wein das einzige, was dort wächst. Dann führt der Weg durch das berühmte Thal von Olioulles, eine gefährliche Reise, auf der man zwischen scharfen, steilen Felsen bald vor Hitze zu verbrennen, bald von herabstürzenden wilden Wassern zu ersäufen, nicht selten auch von Straßenräubern ermordet zu werden fürchtet. Diese Kalkfelsen sind ganz nackt und kahl: der Weg geht immer winkelig oder jäh hinab, und die nackten Steine, selbst für verwegne Genssen unwegsam, hängen drohend über dem Haupte des Wanderers, dem sie oft des Himmels ganzen Anblick entziehen. Der Boden ist mit Basaltstücken besäet, welche von dem ehemaligen Dasein alter Vulkanen zeugen — kurz, alles vereint sich, das Schreckliche des Ortes zu vermehren, den man für einen Eingang in die Unterwelt halten könnte.

Doch bald wird man erlöst aus diesem Abgrunde. Die Felsen treten auseinander, das Land ist mit Fichten und Delbäumen bedeckt, und man sieht grüne Wiesen und Mandelbäume. So wild auch der Ort noch ist, so glaubt man doch aus dem Erebus in die elysäischen Felder zu treten.

Da, wo sich das Thal in Toulon's schöne und fruchtbare Ebene verliert, liegt Olioulles, schwarz durch die Basaltstücke, aus welchen seine Mauern aufgeführt sind, aber umher

köstliches Land. Denn nun fangen die Vasiden von Toulon an, die verhältnißmäßig eben so zahlreich, als die von Marseille sind; liebliche Gärten auf allen Seiten, und Wohlgerüche, womit die Luft geschwängert ist, erhöhen die Reize des südlichen Klima's. Orangen, Zitronen, Feigen und Datteln gedeihen im Freien, und von der überschwenglichen Menge von Delbäumen hat der Ort seinen Namen. Das Del ist zwar nicht sonderlich, doch sehr brauchbar für die Seifensiedereien, deren es eine große Menge zu Olioulles gibt. Berühmter sind die dortigen Feigen.

Der Weg hinter dieser Burg ist steinig und mühselig, aber die lachende Landschaft umher hält völlig dafür schadlos. Bald kommt man auf eine Anhöhe, von welcher man ganze Felder mit Kapernbäumen, das offene Meer, die Rhede von Toulon, die Stadt selbst und ihre Werke sieht. D.

Angelika Kaufmann.

Angelika Kaufmann, die am 15ten November 1807 zu Rom starb, war die Tochter eines wandernden tirolischen Malers, und wurde zu Chur in Graubünden geboren. Ueberrascht von ihren frühen Kunstanlagen, führte sie der Vater nach Rom, wo sie sich bald die Ausbildung erwarb, welche ihr in London so ausgezeichneten Beifall verschaffte. Alle große Häuser standen ihr offen. Georg III. ließ sich und seine ganze Familie von ihr malen. Die Künstlerinn war schön. Es wurden ihr mehrere Anträge gemacht, aber sie liebte nur die Kunst und ihre Unabhängigkeit, und schlug selbst glänzende Verbindungen aus. Unter den Männern, die um ihre Hand warben, war ein englischer Kün-

ler, der noch lebt und Mitglied des Parlaments ist. Der verschmähte Mahler war so gereizt, daß er sich mit einigen Freunden zur Rache verband. Man suchte unter dem niedrigsten Pöbel einen hübschen Jüngling, kleidete ihn kostbar, und richtete ihn ab, einen Baronet zu spielen, entzückt von den Reizen und Talenten der Künstlerinn. Angelika fiel in das Netz; sie gab ihr Herz und bald ihre Hand dem verkleideten Betrüger. Sobald die Verbindung geschlossen war, eilte der rachsüchtige Mahler, das Geheimniß zu enthüllen. Die unglückliche Angelika wurde so heftig ergriffen, daß sie beinahe den Verstand verloren hätte. Auf den Rath ihrer Freunde wandte sie sich an die Gerechtigkeit. Das Gericht sprach zu ihren Gunsten; sie wurde von ihrem niedrigen Gatten getrennt, aber die Verpflichtung ihr aufgelegt, ihm einen Jahrgehalt zu zahlen, welchen er, durch Ausschweifungen in's Grab geführt, nur kurze Zeit von ihr zog. Angelika heirathete, sobald sie frei war, einen Mahler aus Venedig, Namens Zuchi, mit welchem sie in glücklicher, aber kinderloser, Ehe lebte. Englands nebeliger Himmel hatte ungünstigen Einfluß auf Angelika's Gesundheit. Sie wandte sich nach Rom, das sie seitdem nur einmal verließ, um eine Reise ins Mailändische zu machen.

Nach ihres Mannes Tode lebte sie nur der Kunst und ihren Freunden. Ihr Haus stand vorzüglich allen Fremden offen; und die Italiener sagten, es sey einem Reisenden eben so unverzeihlich, Rom zu verlassen, ohne Angelika Kaufmann zu besuchen, als ohne den Papst gesehen zu haben. Der Pinsel dieser berühmten Künstlerinn war un-

glaublich fruchtbar, und der Grabstichel hat einen Theil ihrer Bilder fast in allen Gegenden von Europa vervielfältigt. Besonders ausgezeichnet war sie im Portraitmalen. Wenn sie für sich arbeitete, wählte sie gewöhnlich historische Gegenstände oder idealische weibliche Gestalten. Findet sich auch in ihren Werken nicht der höchste Grad von Wissenschaft und kräftigem Ausdrucke, sie sind doch alle ausgezeichnet durch hinreißende Anmuth und mehr noch durch ein eigenthümliches Kolorit. Nie sprach sich ein Künstler so in seinen Werken aus, als Angelika Kaufmann. Eine rührende Sanftheit verschönert ihre Bilder, eine unwandelbare Heiterkeit herrscht in ihren Darstellungen, und sie verathen die Wärme der Seele, die nie in ihr erlosch. Wer sie in ihrem sechzehnten Jahre gekannt hatte, fand in ihrem sechzigsten ihre Geisteskraft noch eben so lebendig.

D i e n e r t r e u e .

Ein alter Sergeant, Isotoff, ein achtzigjähriger Greis, lebte seit 30 Jahren in dem Hause des Grafen Alexis Orlov, des berühmten Siegers von Tschesme (1770), dem er einst das Leben gerettet hatte. Der Graf starb im Januar dieses Jahres zu Moskwa. Am Tage des Leichenbegängnisses stand der ehrwürdige Krieger in seiner alten Uniform aus Katharina's Zeit, auf der Brust alle seine rühmlich erkämpften Ehrenzeichen, neben dem Sarge im Paradesaale. Er wollte den Sarg die Treppe hinabtragen helfen auf den Leichenwagen. Die Herrn, welche sich zu diesem Geschäfte versammelt hatten, wünschten den Greis zu entfernen. Er sey zu schwach, sagte man ihm. Isotoff ließ sich

nicht abweisen. Er habe noch Kräfte genug, antwortete er, seinem Herrn den letzten Ehrendienst zu erweisen. Mit diesen Worten schloß er sich, heftig weinend, an die vornehmsten Leichenträger. Auf der Treppe strengte er seine Kräfte mehr als die übrigen

an, den schweren Sarg zu halten. Unten am Leichenwagen nahm er noch einmal Abschied von dem Todten. „Ich hätte nicht gedacht, sprach er, daß ich Dich überleben würde!“ Ohnmächtig fiel er nieder, und starb nach wenigen Minuten.

N o t i z e n.

Man spricht von dem Plane, vermittels der Donau neue Verbindungen mit Asien anzuknüpfen. Bekanntlich ist dieser Strom von Ulm bis zu seinem Ausflusse ins schwarze Meer schiffbar. Die Waaren, die man auf der Donau hinabführte, könnten auf Schiffe geladen werden, welche über jenes Meer zu dem alten Nicomedien kämen, von woher die Ladungen leicht zu andern Bestimmungen gelangen könnten, und woher sich der levantische Kaffee ziehen ließe, welcher den westindischen vortheilhaft ersetzen würde.

Zu Lungern, im Kanton Unterwalden, ereignete sich neulich ein Vorfall, welcher einen Beweis liefert, wie weit die Bewohner jener Gegend von den Grundsätzen der Toleranz entfernt sind, von welcher unser Zeitalter so manche erfreuende Probe gibt. Ein junger Mann verlor seine Frau, welche, wie er, reformirter Religion war. Er wollte sie in Lungern begraben lassen, und suchte die Erlaubniß dazu nach. Der katholische Pfarrer, übrigens ein verständiger Mann, der aber wahrscheinlich zu viel Rücksicht auf die Stimmung seiner Pfarrkinder nahm, antwortete dem Manne: wenn die Leiche in Lungern solle beerdigt werden, so müsse es zur Nachtzeit, ohne Glockengeläute, geschehen, das Grab an einer abgesonderten Stelle des Kirchhofs seyn, wo kein Katholik begraben werde, und kein Grabhügel

dürfe sich über demselben erheben, damit man sich nie erinnere, daß ein Reformirter auf dem Kirchhofs zu Lungern liege. Der junge Mann konnte den Gedanken nicht ertragen, sein geliebtes Weib nur aus Barmherzigkeit, nur verstoßen begraben zu lassen, und ließ ihre Leiche nach Zürich bringen.

Seit der Zeit, wo die Impfung der Kuhpocken durch die Sorgfalt der Regierung in allen Theilen des Russischen Reiches eingeführt wurde, bis 1807, sind überhaupt 319,919 Kinder mit glücklichem Erfolge geimpft worden. Selbst in den entlegensten Provinzen, unter den Samojeden, Tataren, Kalmücken, Kirgisen, und besonders unter den Buräten jenseits des Baikal ist diese Wohlthat verbreitet.

Vor einiger Zeit starb im Departement der beiden Severn ein Greis von 107 Jahren. Er hatte bis an sein Ende den vollen Gebrauch seiner Seelenkräfte, er war frei von den Schwächen des Alters, und übte bis an seinen Tod die Thierarzneykunde aus, die er von selbst ohne Anweisung gelernt hatte. Bis zu seinem 90. Jahre hatte er oft übermäßig getrunken; seitdem aber, nach des Paduaners Cornaro Beispiel, der auch bis zum achtzigsten Jahre ein Schlemmer war, den Fehler abgelegt und nur mäßig Wein getrunken.

Am 18. St. S. 108. I. Sp. 3. 10. I. Torquato.